

„Wie Hopfen, Malz und Hefe“

Der Musiker, Veranstalter und Uni-Dozent Matti Müller erklärt, warum man viele Gitarren braucht



Matti Müller stimmt seine Epiphone Deluxe Masterbilt – den Nachbau einer Gitarre aus den 20er-Jahren.

FOTOS: CHRIS GOSSMANN



Das älteste Stück in der Sammlung: Eine deutsche Basslaute aus dem 19. Jahrhundert.

Von Ralf Neite

Wie viele Gitarren hast du eigentlich? Diese Frage hört Matthias Müller immer wieder, seit Corona sich breit gemacht hat. Müller, den alle nur Matti nennen, ist Dozent an verschiedenen Unis; seine Seminare hält er pandemiebedingt per Videokonferenz. Und da sieht man ihn dann vor einer Wand voller Gitarren in unterschiedlichsten Größen und Designs. Es ist ein beeindruckendes Bild.

Gitaristen haben immer einen Spruch auf Lager, wenn sie erklären müssen, warum sie so viele Gitarren haben. „Ein Gitarrist hat immer eine zu wenig“ oder „Die optimale Zahl von Gitarren ist n+1“ oder „Wenn du weißt, wie viele Gitarren du hast, hast du mindestens eine zu wenig“.

Matti Müller erklärt seine Leidenschaft ganz anders: Im Unterschied etwa zu einer Oboe oder Geige sei die Gitarre nicht ein festgelegtes Instrument, sondern vielmehr eine Instrumentengruppe. Je nach Genre, das ein Musiker oder eine Musikerin bedienen möchte,

braucht er oder sie einen anderen Ton. „Es macht einfach keinen Sinn, Country auf einer Konzertgitarre zu spielen“, nennt Matti ein Beispiel. „Das würde auch ein Laie sofort hören.“

Und da er – auf Profi-Niveau – ganz unterschiedliche Musik macht, kommt er eben nicht mit ein oder zwei Gitarren aus. Seine Favoritin ist derzeit eine kanadische Boucher in der so genannten Jumbo-Bauform. „Die spiele ich solo. Sie hat so viel Volumen und Bass, dass ich damit eine ganze Band ersetzen kann.“

Im Zusammenspiel mit anderen Musikern und Musikerinnen wäre genau das aber ein Nachteil, sagt Matti Müller, „damit würde ich die anderen plattmachen“. Deshalb benutzt er bei Trouble At The Mill, die auf Akustikversionen von Sixties-Songs spezialisiert sind, lieber die kleinere, aus Australien importierte Maton. Außerdem kommen ab und zu auch E-Gitarren zum Einsatz, eine Squier Stratocaster und eine alte Epiphone.

Für die Swingband Milltones bevorzugt der 54-Jährige halbakusti-

sche Jazzgitarren von Yamaha und Epiphone – letztere transportiert den drahtigen Sound der 20er-Jahre. In der Country-Formation Desert Breeze sind es unter anderem Banjo und Ukulele. Bei den alten Schlagern und Chansons von Stimmig wiederum wechseln sich Boucher und Maton ab.

Und dann gibt es noch eine ganze Reihe weiterer Gitarren, die alle für spezielle Klangideale stehen und bei seinen Homerecording-Sessions zum Klingen kommen. „Seit der Coronazeit nehme ich ständig Stücke auf und schreibe endlich auch wieder welche“ – wie die Stadt-Hymne „Querflöte üben in Hildesheim“, den „Computer Virus Blues“ oder „Lockdown Boogie“.

Darauf ist auch eine Bass-Ukulele mit Latexsaiten zu hören. Akustisch ist sie nicht zu gebrauchen, viel mehr als ein schmalbrüstiges Plopp kommt nicht heraus. Doch elektrisch verstärkt über den eingebauten Tonabnehmer wird ein richtiger Bass daraus. Abgefahren! Der Gegenpart dazu ist die Pineapple Ukulele, eine besonders kleine Bauform, die im Grunde nur für hawai-

ianische Musik zu gebrauchen ist, sagt Matti Müller.

Konzertgitarren, eine Framus aus den 50er-Jahren, eine doppelt so alte deutsche Basslaute oder der Prototyp einer futuristisch geformten Gitarre, die ihm ein befreundeter französischer Gitarrenbauer als Dauerleihgabe vermacht hat: Matti Müller kann aus vielen Klängen wählen. „Die verschiedenen Hölzer, Bauweisen, Saiten:

Das ist eine Vielfalt wie beim Wein. Oder wie die Kombination aus Hopfen, Malz und Hefe“, schwärmt der erklärte Craft-Bier-Fan.

Matti Müller kommt aus einer typischen Lehrerfamilie; da war es keine Frage, dass er ein Instrument spielen würde. Er begann klassisch



Die Zeit hat ihre Spuren eingraviert: Die Framus aus den 50er-Jahren hat Matti Müller restaurieren lassen, um sie wieder spielbar zu machen.

mit der Blockflöte, lernte dann Geige und wechselte mit zwölf zur Gitarre. Als er zum Wehrdienst eingezogen wurde, war er schon so gut, dass er in Lüneburg als Gitarrist ins Heeresmusikregiment 3 einsteigen konnte.

Ein Kulturpädagogik-Studium zog ihn 1988 nach Hildesheim. Heute steht er beruflich auf drei Beinen. Matti lehrt an sechs Universitäten und ist spezialisiert auf die Geschichte der Populärmusik. Dann sind da seine Bands, mit denen er in normalen Zeiten rund 50 Auftritte pro Jahr hat. Und drittens ist er bei Univent als Veranstalter aktiv – unter anderem gehen die Mittsommernacht an der Domäne und die Marktplatz Musiktage auf sein Konto.

Das ist zusammengenommen eine ganze Menge, doch Matti ist glücklich damit: „Ich empfinde es als Luxus, aus verschiedenen Perspektiven auf die Musik schauen zu können.“ Apropos Luxus, wie viele Gitarren sind es denn nun? „20“, sagt Matti, „und noch zwei bei meinen Eltern in Lüneburg.“ Ob die wohl reichen?